

Zu den Reproduktionen italienischer Bilder

Autor(en): **H.T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576375>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mentlich an Filippo, das Haupt der Familie, schreibt, als ihr Liebling Matteo jung in Neapel am Fieber gestorben ist. Un' amaritudine grandissima, eine tiefste Bitterkeit, habe sie empfunden, weil sie eines solchen Sohnes beraubt worden sei; aber sie findet Trost in Gott, der wohl gewußt haben werde, warum er den Matteo sterben ließ; es ist ihr auch eine große Beruhigung, daß Matteo noch die letzten Segnungen der Kirche empfangen. Und nun ist es wundervoll, wie sie vom toten auf den lebenden Sohn übergeht: sie denkt daran, wieviel Kummer und Sorge Filippo müsse ausgestanden haben bei der Krankheit Matteos, sie beschwört ihn daher, doch ja auch an sich zu denken, für seine Gesundheit besorgt zu sein, womöglich eine Luftveränderung zu machen. Denk' daran, daß deine Person wertvoller ist als aller Gelderwerb; du siehst ja, wie man doch alles dahinten lassen muß. Und dann: denk' auch nich! Sie möchte gerne jetzt bei Filippo in Neapel sein, um ihm von seiner Mühe abnehmen zu können. Gegen den Schluß dieses Briefes hin spricht sie dann noch praktisch und ruhig von den Trauerkleidern, die sie für sich und ihre Töchter machen lasse. Dann berichtet sie von wohlthuenden Kondolenzbesuchen und fährt fort: Ich will nichts mehr von dieser Sache sagen, um dich nicht mit Lesen zu ermüden, nur das noch, daß ich Briefe von dir erwarte, die mir melden, daß du gesund bist: Jesus verleihe uns seine Gnade, wie ich sie wünsche! Dann die Unterschrift: Deine arme Mutter in Florenz, la tua poverella madre.

In einem andern Briefe spricht Alessandra vom Amore materno che è grande quanto dir si può: die Klänge dieser unsagbar großen Mutterliebe, sie vernehmen wir über die Jahrhunderte hinweg mit tiefer Bewegung aus diesen Schreiben einer Gentildonna florentina des Quattrocento. Auch im Frauenleben der Renaissance hat es etwas Höheres, Kostbareres, Reineres nicht gegeben als das Mutterherz in seiner unerschöpflichen Liebe.

Dr. Hans Trog, Zürich.

Zu den Reproduktionen italienischer Bilder.

Den Aufsatz „Aus dem Frauenleben der italienischen Renaissance“ glaubten wir mit einigen Reproduktionen nach Gemälden italienischer Renaissancekünstler illustrieren zu sollen. Entsprechend dem Inhalt jenes Aufsatzes bewegen sie sich ausschließlich im Kreise der Frau.

Da sehen wir zunächst zwei junge Florentinerinnen vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts (S. 520 und 521). Beide Bildnisse sind im strengen Profil, dem man damals noch nicht auswich, gegeben; bei beiden handelt es sich um zwei Florentinerinnen aus bester Familie. Domenico Ghirlandaio porträtierte die Tochter des Giovanni Tornabuoni, eines reichen angesehenen Florentiner Bürgers, Lucrezia in ihrem etwas steifen Staat, in dem sie an Feiertagen zur Kirche ging mit dem Meßbuch, das der Maler auf dem Sims in trautem Verein mit einem köstlichen Schmuckstück der jungen Dame mitgibt. Eine kühle Anmut liegt über den regelmäßigen Zügen. Es ist die korrekte Tochter aus gutem Hause. Nicht ohne lebenswürdig naiven Selbststolz sagt die lateinische Inschrift, die als Jahr der Malerei 1488 nennt: Könntest du doch, o Kunst, die Sitten und das Gemüt abbilden, dann würde es auf Erden kein schöneres Gemälde geben. Im Besitz des Pariser Kunstsammlers Rann kauft dieses Bild jetzt, nach Ranns Tode, Gefahr, nach Amerika auszuwandern.

Von schalkhaft naseweisem Liebreiz ist die zweite Florentinerin, ein geschicktes, lustiges Ding. Die herrliche Mailänder Sammlung Boldi-Pezzoli beherbergt dieses entzückende Bild, das tadellos erhalten ist. Als Werk des Piero della Francesca gilt es gewöhnlich; neuerdings hat Wilhelm Bode den Vorschlag gebracht. Zu seinem weichen, delikaten Vortrag und seiner zart gestimmten, lichten und dabei pikanten Farbenskala ist das Porträt auf jeden Fall die Arbeit eines überaus feinsinnigen Malers.

Den Schritt zur großen klassischen Bildnis malerei hat Leonardo da Vinci getan. Seine Mona Lisa, die Gattin des Francesco del Giocondo, genießt Welt ruhm (S. 517). Sie hängt im Salon carré des Louvre. Im ersten Jahrzehnt des sechzehnten



Bildnis der Isabella Gonzaga (d'Este). Nach dem Gemälde von Tizian (?) in der kaisert. Gallerie zu Wien (aus „Fischer, Tizian“).

Jahrhunderts ist sie gemalt worden, wie es heißt, als Werk vierjähriger Arbeit, und dann noch schien es dem großen Künstler, der sich selbst so schwer genug tun konnte, nicht vollendet zu sein. Die ästhetische Verrechnung dieses Wunderwerks der Malerei und subtiler Seelenschilderung gibt wohl am besten Heinrich Wölfflin „Klassische Kunst“, dieses erhellende Buch über die Kunst der Hochrenaissance. Was an dem Porträt neu und was noch der Anschauungsweise des fünfzehnten Jahrhunderts angehört, ist da aufs feinste dargelegt. Durch das Hereinziehen der Landschaft, einer wunderbar phantastisch durchgebildeten, vollendet Leonardo in diesem Bildnis, wie Burchardt im „Cicerone“ sagt, „jene völlig traumhafte Wirkung, die dieses Bildnis aller Bildnisse ausübt“.

Fünfzehntes und sechzehntes Jahrhundert, Verheißung und Erfüllung, treten uns in prächtiger Deutlichkeit auf den zwei S. 518 und 519 reproduzierten Fresken entgegen, deren Inhalt derselbe ist: eine Wochenstube der heiligen Geschichte (Geburt des Täufers und der Maria), mit der glückseligen Selbstverständlichkeit einer von keinem Genauigkeitsfanatismus heimgesuchten Kunst völlig in das Florenz des Quattrocento und Cinquecento transponiert. Das etwas Steife-Zeremonielle, hervorgerufen repräsentierende in der Besuchszene bei Ghirlandaio (aus den berühmten Freskenzyklen im Chor von S. Maria Novella), das vornehm Unbefangene der Frauen auf dem Fresko der Annunziatenkirche in Florenz von Andrea del Sarto, die mit ihren schleppenden Gewändern so ungeheuer majestätisch dahervandeln: das charakterisiert aufs klarste den großen Stilwandel. Die gepunkte junge Florentinerin, die so neugierig lieblich auf des Ghirlandaio Schöpfung den Beschauer fixiert, wird als dieselbe Lucrezia Tornabuoni angesprochen, deren Porträt wir kennen gelernt haben.

Von der geistesmächtigen, energischen, kunstsinnsigen Isabella d'Este, der Schwester des Herzogs Alfons I. von Ferrara, Gattin des Markgrafen Francesco Gonzaga von Mantua und Mutter

des Herzogs Federigo von Mantua, besitzen wir leider kein absolut sicheres Originalporträt eines der großen Meister mehr, die sie gemalt haben. Das S. 523 reproduzierte geht unter dem Namen Tizians und befindet sich in der kaiserlichen Gemäldesammlung zu Wien. Nicht nach dem Leben, sondern nach einer älteren Vorlage ist es gemacht, man nimmt an in den 1530er Jahren, nicht gar lange vor dem Tode der Isabella, auf Wunsch ihres Sohnes Federigo. Das Porträt gibt eine etwa Dreißig-

jährige, prachtvoll gekleidet in Blau mit Pelz und Diamantenschmuck. Für Tizians eigenen Pinsel findet man das Bild zu steif und leblos; man rät somit auf eine minderwertige Hand. Aber das Geistvolle, Bestimmte in den Zügen dieser einzigartigen Frau leuchtet doch auch hier noch heraus. Es ist eine Frau, der man das Herrschen und Befehlen zutraut. Und so widerspricht das Porträt doch nicht dem historischen Charakterbild der großen Markgräfin.

H. T.

Dr Holzmacher-Karli.

U G'schicht vo deheime von J. Reinhart, Schönenwerd.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wo dr Karli im Tenn 's Fueter g'schnäglet het, isch dr Seppeli us'em Stahl cho:

„Sie welle goge luege wägem Aesse; mi chönn asange froge.“

Aber wo sie bim ähnere Stahlstürli verby göh, wo 's Geizli gsi isch, het me 's Marebeth ghöre jäble:

„Zöre Mariantjantjosep, wie chunnt au das no use mit däm arme Tierli!“

Dr Bürli het drü-, viermol ghuestet, drno het er en Maut gnoh:

„Aeh, mitem . . . Aesse, äh . . . wie?“

Do isch 's Marebeth ufs Bänkli g'sässe, het d'Hand i d' Schooß loh falle:

„Mit em Aesse! Masch au dra dänke, a's Aesse, wenn so nes Ungfahl im Hus inne heisch? He nu, so gang goh ässe, göht goh ässe, wenn dr möget! . . . Gang numme, tue d' Suppe-n-über, ässet se; i mah nüt!“

Wie wenns em i Rogge ghaglet hätt, isch dr Bürli no ne Zyt lang dog'stande, het d' Patärne-n-i dr Hand dräht, as 's Riechli g'flackeret het; drno rüeft sie no einisch:

„Gang numme, gang, tilet mira über! Aesset . . . Aber tue 's Ghind is Bett und bäit au mitem!“

Do isch dr Bürli Seppeli vorewäg; vor dr Türe luegt er zrug, äbs ächt d' Frau chönn ghöre, und lyslig het ers gseit:

„Aeh, chasch scho yne cho! Wenn öppe wotisch!“ A dr Wand no isch dr Karli yne ufs Ofebänkli go ab-hocke.

Do luegt en 's Breneli mit große-n-Auge-n-ah, rüehrt s's Ditti wägg, stoht uf und rüeft:

„Mah, Gygemache! Mah nit böz! Nenni böz!“

Und drwyle-n-ischs immer nes Schritkli nöcher cho, het no dr Türe g'luegt und wieder no sym Gsicht, wie wenns öpper z'föchte hätt.

Z'legt no ne große Schritt und het si mit de Händline-n-a syne Schleider, und wos g'spürt, as erem nüt duet, as ers aluegt mit syne-n-Augline, lächlets, as zwen Böchli i syne runde Bäckli sürechöme.

„Mah, lieb Mah! Schön Gygemache!“ Dr Holzmacher-Karli, wo 's Breneli so noch zuenem cho isch, het er g'huestet, isch us'em Bänkli hin und här, het einisch oder zweumol no dr Türe g'luegt, drno heterem mit dr Hand die runde Bäckli g'streichlet und het mitem gredi:

„Bisch du liebs Ghind! Wie heißt liebs Ghind?“

„Enelich,“ machts gleitig. „Enelich!“ seits no einisch, wie wenns g'spürt, as er das Wörtli gärn ghört säge.

Dr Holzmacher-Karli isch us'em Bänkli g'sässe, het die chlyne Händli drückt und die Augli g'seh glänze,

und do het er graduje g'luegt, s's Gsicht isch heiter worde, wie wenn 's Lämpli i dr Stube häller täti brönne.

Aber 's Breneli het en nit loh traume; es het syni Händli ufgha und het annem aso bättle:

„Mah, schön Gygemache!“ und wo-n-er nit het welle-n-Antwort gäh und no dr Türe luegt, so leits s's Ristechöpfli a si Arm und bättlet wieder.

Do het er g'huestet, wie wenn er öppis im Hals hätt, het ummeg'luegt, het welle-n-uffstoh, wie wenns em z'heiß tät mache; aber 's Ghind isch eister nöcher cho. Jek stoht er uf und seit, fasch böz hets dönt:

„Nit Gygemache! Nenni böz!“

Do luegt em i 's Gsicht use mit große, große-n-Auge, und langsam chöme zweni Tröpfli Augewasser füre und glänze-n-im Liecht as wie zweni Edelsteinli.

En Augenblick stoht dr Karli do, luegt 's Breneli ah; drno chehrt er si um, lohts eleini, goht use und d'Stäge-n-uf, und imene Mängli chunnt er wieder zrug, het d' Gyg-n-i dr Hand.

Do het 's Breneli syni Händli zämegschlage:

„Lieb Mah,“ hets gseit, „schön Gygemache!“

Usem Ofebänkli isch er abg'sässe, het ag'fange spiele, z'erst süßerlig, wie ne Vogel im Chräzli — drno immer lüter, und 's Ghind isch nöcher zuenem cho, wie wenns es besser wett g'höre. Z'erst hets glächlet, het zuenem ufeg'luegt, drno isch das Bächle vergange, syni Augli sy größer worde; lei Blick hets ab sym Gsicht to, wie wenn er em öppis Schöns tät verzelle. Und lang het er gspielt; wenn er müed gsi isch mit dr Hand, so het er ne Blick to i die Augli, und denn ischs g'si, wie ne Durstige, wo ne Schluck frisches Wasser trunke het, und er het wieder wyter g'spielt, und syni Auge hei graduje g'luegt, still, wie wenn er zum Fänster us, wyt übers Dörfli wäg i nes Land yne g'seh hätt, wo-n-er lang vergässe gha het — —

Wie lang as dr Karli gspielt het, er hätt's i kein Mönsche chönne säge; aber uf eismol goht d' Türe-n-uf, und 's Schloß fahrt a d' Wand; dr Karli stoht uf; wie-n-en arme Sünder het er s's Vergeli i dr Hand gha. Ne Momant isch 's Marebeth uf dr Schwelle gstande, fürrot im Gsicht, und 's Breneli isch nes Schritkli nöcher zum Karli cho, wie wenns öppis bosget hätt. „Nenni nit böz sy! Mah nit balge!“ seit 's Breneli; aber sie hets gnoh am Arm, goht mitem i 's Stübl i yne, loht dr Karli stoh, schloht d' Türe zue, und jek het me 's Breneli ghöre briegge und zwische-n-use rüefe:

„Nenni böz! Mah goh! Mah goh!“

Dr Karli het no einisch ummeg'luegt, nimmt s's Vergeli und goht langsam use, d' Stäge-n-uf.